

[Nachdruck verboten.]

## 98] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Gyan.

Ella, die seinem Blick folgte, sah in der sich schiebenden, drängenden und durcheinander windenden Menge nur die Gesöpfe, die wie sie selbst ihre Leiber in diesem Tumult zur Schau stellten; die die Männer lockten mit ihren rotbepinselten Wangen und den schwarz untermalten Augen, deren Glanz Liebe heucheln sollte, wo doch nur Not und Gabbier sie leuchten machten.

Und die Blonde, der so lange niemand nahe gewesen war, dem sie aufrichtig vertrauen, auf dessen Uneigennützigkeit sie sich wirklich verlassen konnte, die sah, wenigstens auf Augenblicke befreit von ihrem Weh, die im Schattenriß wimmelnde Straße an, als wenn sie aus sicherer Höhe ein Untier betrachtete, dessen Klauen das Leben zerreißen, machtlos in unablässiger Blutgier.

Sie dachte an die Nächte im Hause der Poppe und hörte das unterdrückte Geschrei und Gewimmer der armen Mädchen, die die alte Jüdin aus dem Hinterhaus, die Sternheim, von der Straße heraufholte; die viel zu arm und zu elend und häßlich waren, um den Kunden der Poppe zu gefallen. Aber wenn man sie oben hatte, in der Wohnung, dann sagte man ihnen, was sie hier eigentlich sollten. Und ob sie auch zurückbehte vor den blutigen Wünschen der Perwersen, das Gold lockte und gleckte, und ihr eigenes Elend trieb sie dem Moloch in die Arme. . . . Die Poppe selbst gehörte zu den herrischen Frauen, sie beteiligte sich oft an den Scheußlichkeiten, deren arme Opfer zerstoßen, aus tiefen Wunden blutend und bis zur Bewußtlosigkeit geschlagen, sich ganze Tage in der Wohnung aufhalten mußten, ehe sie Kraft genug besaßen, um wieder fortzugehen. . . . Es war da ein Raum in der Wohnung, den nur die Frau selbst betrat; dort pflegte sie diese im Dienst einer verrückt gewordenen Leidenschaft Vlesierten. Aber auch dann noch hörte man oft einen Schrei oder ein Stöhnen — Beweise für die zweifelshafte Barmherzigkeit dieses schrecklichen Weibes!

Ella selbst und ihre bei der Walfüre wohnenden Kolleginnen hatte die Poppe nie zu solchen Scheußlichkeiten zu bestimmen versucht. Ihre Mieterinnen kniff sie nur manchmal und drückte sie plötzlich, daß sie laut aufschrien. Dann brach die Frau in ein Lachen aus, in ein lautes, gellendes Gelächter, das wie eine Fanfare klang, wie Tauschen über den Schmerz der anderen und die Angst.

„Was denkst du denn, Ella? Hast du Angst vor dem Kerl?“

Sie schüttelte den unter einem großen Rosenhut doppelt reizenden Kopf.

„Nein. . . . ich denke wieder an die Poppe . . . das alte Vieh!“

Und mutiger, ein Gefühl der Sicherheit, von einem Athleten, der obendrein ihr Bruder war, beschützt zu werden, konnte sie den Bohn auf jene Megäre nicht mehr in ihrem Herzen bergen.

Sie stockte im Anfang ein bißchen, besonders wenn sie selbst an die Reihe kam und ihre Worte an der eigenen Erniedrigung rühren mußten, aber sie verschwieg Georg nichts. Von wachsender Empörung, wie von einer starken Gewalt getrieben, sagte sie ihm alles, was sie erlitten und gesehen hatte. . . . Die Mißhandlungen ihres ganzen Geschlechtes kamen wie in einem einzigen langschallenden Schrei der Wut über die Rippen dieses kleinen Mädchens, das ohne die Brutalität der anderen noch jetzt harmlos und kindlich durch ein Leben der Arbeit und Einfachheit gegangen wäre.

Sie hatten längst die Fahrt zurückgelegt und waren ausgestiegen. Kaum das Bezahlen des Fahrpreises konnte den Strom des Unwillens, der gerechten Klage unterbrechen, der von den Lippen des blonden Mädchens floß und in Herzen ihres Bruders brausend weitertrauschte. Auf der Treppe sprach sie flüsternd weiter, als sie in ihrem Zimmer waren, diesem mit dem Komfort, den die Hingabe braucht, ausgestatteten Dirnenzimmer, in dem die Lampe unter rotem Schirm brannte und ein starkes Parfüm wehte, brachte Ella

ihrem Bruder Bier und Zigarren. Aber sie redete weiter und hörte nicht auf, bis sie zu Ende war und in den erregten Ruf ausbrach:

„Solch Schwein! Bulekt hat se uns noch alle unter Sitte jebracht!“

„Na war't Ihr denn vorher nich?“

„Aber nein! Mich eine einzige von uns! . . . Se hatte uns ja als Schneiderinnen jemeld't un als Putzmacherinnen! War ja 'ne große Arbeitsstube da, un die Sachen, die wurden weiterjeheb'n! Manchmal haben wir ooch was gemacht, wenn wa irade wollten! Dies war ja eben ihr Tria! „Jah dulde keine Straßenmädel!“ sagte sie immer. „Meine Damen arbeiten! — — —“ Ja, yearbeit ham wa ooch, aber wie! . . . Ach wenn ich die was antun könnte, Zeorch, so'n verdammtes Mensch! . . . Weinah nicht hat se uns jeheb'n außer Essen und Kleider! Alles nimmt se uns weg! De Kleider hat se durchjesucht un unsere Kästen, un sowie eine nich bei ihr bleiben wollte, denn drohte se mit de Polizei! . . . Das alte Vieh! . . . Und jetzt, jetzt hat sie's Geld un wir ham nicht! . . . Wir stehn unter Kontrolle!“

Die kleinen Häuste geballt, sprühende Flammen in den blauen Augen, den feinen Kopf mit dem goldigen hochfrisierten Haar zurückgeworfen, stand Ella vor dem Bruder. Der sah im Sessel und starrte hinauf zu ihr, mit seinem haherfüllten Gesicht, das alle Farbe verloren und einen gefährlichen Ausdruck angenommen hatte, mit seinen aufeinandergepreßten Lippen, den geblähten Nüstern und den von Wut und Nachsicht lodernnden Blicken. . . .

„Na, Du sagst doch, se steht unter Anklage!“ preßte er hervor.

„Gaha!“ Ella lachte. „Wen die alles kennt! . . . Meinst, die wer'n sich selbst mit so'ne Sachen bezicht'jen lassen! . . . Sonst was! Unter Anklage steht se, ja. Aber wenn's dazu kommt, denn sind keene Zeugen dabei gewesen. Die Meechens, die sich dazu herjeheb'n ham, die wird der Mund jestoppt mit Geld! Denn des hat die Waade ja, da kommt's doch nich druff an, bei die! Un wir? na, wat wissen wir denn! Zukufen ham se uns doch nich lassen! Un denn sind wir doch ooch Prostituierte! Da jibbt's doch nicht druff, was so 'ne vor Gericht aussagt! Des is doch eben! Die Reichen, die haben immer ihre Mittel, wie sie ihre Gemeinheiten nich rauskommen lassen! Da kann's komm', wie's will!“

Georg, in dessen Innern es brodelte und kochte, Georg dachte an das, was ihm der grüne Heinrich noch heute abend gesagt hatte und zwang sich äußerlich wenigstens zur Ruhe.

„Na, so janz leer kann se ja ooch nich ausjehn, die Poppe,“ sagte er, „denn da se mit sich da 'n richt'jen Puff anjefang' hat, irade wie se in Hamburg sind un sonstwo, det is doch nich zu leugnen! Also wejen Kuppellei, da fällt se uff jeden Fall rein!“

Ella, die unbekümmert um den Bruder ihr Kleid ausgezogen hatte und eben in ein Matinee aus blauem Stoff schlüpfen wollte, hielt damit inne und sagte, das Kleidungsstück vor den Leib haltend:

„Ach, det is ooch man sofo! . . . Un wenn schon, wenn se wirklich verurteilt wird, zu'n paar Monate! . . . Daß die ihre Strafe abbüßt, des jloobste doch alleene nich, Zeorch! . . . Die sitzt doch nich! Die kommt doch nich in Untafuchung! Un wenn, denn stellt se Kaution und kommt gleich wieder raus! Das haben mir die Mädels ja so oft erzählt: se war ja schon mal angeklagt vor fünf Jahre!“

„Na un da?“

„Un da, da war janischt . . . ich wech nich mal, ob se verurteilt war, aber jessen hat se janz sicher nich! . . . Un wenn ooch, so eene fricht selbst in't Zesängnis noch Sekt un Austern! . . .“

„Wir wern ihr schon!“ sagte Georg, „se wird sich wundern, sag ich Dir!“

„Aber lieber Zeorrich, Du willst doch nich etwa noch mal? Du weißt doch, wie se Dir damals zuerichtet ham! Un Zotteswillen, bloß nich! . . .“

„Beruhje Dir man! . . . Diesmal . . . ha!“ Ein grimmes Lächeln umspielte den breiten Mund des Mannes. „Aber nu sage mal Ella, wat is dis mit dem Schnepper, wie kamste zu den Kerl? Det is doch 'n Rude!“



Ella sah den Bruder ängstlich an, dann meinte sie schüchtern:

„Na ja, sieh mal Georg, so darf man doch auch nicht denken? Was ist denn mit mir? Was bin ich denn heute? Und Du,“ sie wurde ganz rot, „sei man nicht böse, lieber Georg, aber was ich so gehört habe. . .“

„Na, was hast du denn gehört?“ er biß sich auf die Lippe, „sage doch mal, was du gehört hast?“

Sie schluckte und kam nicht mit der Sprache heraus. Endlich sagte sie leise:

„Na, Du verkehrst doch auch mit die . . . mit die Brieder . . . un arbeiten tuste doch, soviel ich weiß, auch nicht! . . .“ Er lächelte halb verlegen und meinte kopfschüttelnd:

„Wat Du nicht alles weest! . . . Na, da mußt mir doch schon sehr lange int Dage behalten haben! Un da kommst nicht und sagstest mir, wo de doch wissen müßttest, wie sehr ich mich freue, det id Dir mal zu sehen kriegel . . . Det vasteh id nicht, Ella, det vasteh id nicht! . . .“

Sie kam auf ihn zu, drückte ihre Wange an sein Gesicht und streichelte ihn zärtlich.

„Ach Du, sieh mal, lange weiß ich's doch auch noch nicht! Weberklärchen hat's mir gesagt, und die weiß es wieder von de Brillantmamma, die früher mal mit den Fliemensuß jejang' ist . . .“

„Mit Fliemensuß, mit den Juden?“  
„Ja, mit den! . . . Na siehste, un da daacht id, weil Du doch auch mit die vafehrst un auch 'n Madel hast . . . . hach! . . .“

Sie war zur Seite geprallt. In der vorsichtig geöffneten Tür wurde Schnepfer sichtbar, der Georg, den er nicht erkannte, sah und sich wie bei ähnlichen Gelegenheiten, wohl schon öfter heimlich zurückziehen wollte.

Aber Georg war zu fix. Er sah ihn noch und war im Nu an der Tür, die er aufriß.

„Komm man rein Du!“ sagte er mit drohender Stimme.

„Na ja, wat is denn?“ erwiderte der andere, korrekt geschneitelt wie immer und mit demselben verlebten und verlasterten Gesicht, dessen sich Georg schon vom ersten Sehen her, in Mutter Rakles Raideemme, erinnerte. Dabei trat er ins Zimmer und sah Georg tödlich von der Seite her an.

Der frühere Knopfdrücker gab sich Mühe, ganz ruhig zu sein.

„Also, wat id Dir sagen wollte, Du, Dein Verhältnis mit meine Schwester, det hert uff! . . . Darum hast mir och damals so ausjesorscht, wie id Dir erzähle, von die Poppe un so . . . wo se hüngezogen wäre un ob se da noch wohnte . . . mit die Wächsen und meine Schwester och! . . . Dardrum! . . . Un denn biste dahinjejang' un hast det arme Meechen uff'n Schmus jenomm'n un hast womöglich noch jesagt, Du kömmt von mir . . . Du . . . det kenne Dir so passen, wat, Dich von meine Schwester ernähren lassen, wahl! . . . Ne, wir wern dir sonst wat! . . . Meine Schwester, die braucht keen Juden! Un so eenen, wie Dir am allerwenigstens, vastehste! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

## frau Hasel.

Wenn wir einen schönen Vorfrühlingstag nutzen zu einem Spaziergang ins Freie, dann fällt uns unter dem vielen lahlen Gesträuch, das den Bach umsäumt, sich an den Seiten der Heerstraße entlang zieht und in den Wald hineinführt, allemal ein unbekannter Strauch von neuem auf, dem wir, eben seiner allgemeinen Bekanntheit wegen, aber doch nur wenigen Blick widmen. Es ist der Haselstrauch, mit dem gelehrten Namen *Corylus Avellana*. Schon aus der Kinderstube her ist er uns bekannt: Wie hingen unsere Augen an Großmutter's Lippen, wenn Großmütterchen uns vom Äschenputtel erzählte, das hinaus in den Wald zog, zum Bäumchen rief:

Bäumchen rüttel dich und Bäumchen schüttel dich,  
Wirf Gold und Silber auf mich!

Wir wollten dem Äschenputtel einmal nachmachen und treten näher zum Strauch, den wir leise schütteln. Siehe da! Goldig rieselt nieder auf uns. Nun ein paar kräftige Stöße und im Augenblick sind unsere Kleider mit goldigen Staube überdeckt. Das ist zwar kein reines Gold, das wir in die Münze tragen können, um schönen Mamon daraus prägen zu lassen, aber dennoch ist es Gold. Gold für unser Wissen! Der profanische Namen dieses Goldes lautet Blütenstaub. Woher stammt er? Wir brechen einen Zweig des Haselstrauches, um ihn näher in Augenschein zu nehmen. Das auffälligste sind die langgestreckten Nüsschen von gelbbrauner

Farbe, die bei leiserer Bewegung des Zweiges hin und her schwanken. Um einen zierlichen Stiel sitzen dicht im Kreise gedrängt kleine braune Schuppen, Ring fügt sich über Ring; und unter jedem Schuppchen sitzt eine Menge des goldigen Staubes. Wenn wir denn noch genauer hinsehen, finden wir hart am Stengel andere noch dichter gedrängte Schuppen von mehr schwarzbrauner Farbe, aus denen heraus ein purpurroter Haarschopf gebrochen ist. Dieser zierliche Haarschopf und die goldigen Staubkörner bilden die Mittel, aus denen heraus Frau Hasel jene Produkte zaubert, die wir unter keinem Weihnachtsbaum missen mögen: die Nüsse.

Jedes kleine Staublörnchen bedeutet eine Ruhmöglichkeit. Wohl-gemerkt: eine Möglichkeit! Denn würde jedes Körnchen eine Ruh erzeugen können, so müßte ein einziger Haselstrauch in einem Jahre so viel Nüsse tragen, daß diese den Bedarf eines Menschenalters decken oder wohl gar noch darüber hinaus reichen würden. Allein ein Strauch trägt im Jahre nicht mehr Nüsse, als Goldlörnchen in einem einzigen Kästchen oder vielleicht in zwei enthalten sind. Aber wozu denn nur diese Verschwendung? Eine Beobachtung soll uns Aufschluß geben.

Zunächst, wie entsteht aus Haarschopf und Goldstaub die Ruh? Der Haarschopf ist die Mutter, die den Keim in sich trägt, daraus eine Ruh entstehen kann. Der Goldstaub ist der Vater, dem die Fähigkeit innewohnt, aus dem Keim die Ruh erstehen zu lassen. Eine innige Verbindung beider erst erzeugt die Ruh. Diesen Vorgang vermögen wir aber nur unter dem Mikroskop zu verfolgen. Wir wollen für unser Wissen uns damit begnügen, zu erkennen, daß eine Ruh erst dann entstehen kann, wenn eins der Goldlörnchen in einen Haarschopf hineingerät. Nun sind der Haarschöpfe an Strauche aber nur verhältnismäßig wenige. Unser Rütteln und Schütteln am Strauche hat uns schon gezeigt, daß nicht nur eine Menge des Staubes an unserer Kleidung haften blieb, sondern daß noch weit größere Mengen um uns zu Boden fielen und daß andere vom Winde fortgetragen wurden. Nicht nach Tausenden, nach Millionen sind die Ruhmöglichkeiten in alle Himmelsrichtungen zerstreut. Nun denken wir uns einmal, der Haselstrauch trüge nicht mehr Blütenstaub, als zur Befruchtung der Haarschöpfe nötig wäre — für jede weißliche Blüte genügt ein Körnchen —, wo sollten da wohl all die Nüsse herkommen, deren wir allein zu Weihnachten bedürfen, wenn der Wind von diesem Blütenstaub einen Teil forttragen wollte. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde es dann überhaupt keine Nüsse mehr geben. Damit nun Nüsse entstehen können, erzeugt Frau Hasel den Blütenstaub in so verschwendlicher Menge.

Der Haselstrauch ist ein „Windblütler“, so sagt uns die Wissenschaft. Damit ist angedeutet, daß der Wind die Verbindung zwischen Vater und Mutter herbeiführen soll. Da nun Frau Hasel wohl weiß, daß auf dem Wind wenig Verlaß ist, so zwingt sie den Wind durch die große Menge von Blütenstaub, ihr doch zu Willen zu sein.

Ist das im Pflanzenreich überall so, ist es immer so gewesen? Das sind ein paar Fragen, die durch den Goldstaub auf unserem Rodärmel ausgelöst werden.

Vorfrühling ist's zurzeit — die blumigen Schönheiten sollen erst auf dem Plan erscheinen. Vorfrühling war es einst in der Geschichte der Pflanzenentwicklung. Diese Zeit liegt nun mehr Jahrmillionen zurück als unser Haselstrauch einzelne Staublörnchen trägt — wer wollte sie zählen? Und dennoch, für die Geschichte der Erde bedeutet dies erst ein Gestern! Vorfrühling in der Pflanzenentwicklung — da schaute es im ganzen Pflanzenreich nicht anders aus, als es im heurigen Vorfrühling unter Haselstrauch lehrt. Windblütler nur konnte Mutter Erde als sämügendes Kleid. Die Erde hat in ihrem Gesichtsbuche hierfür selbst die untrüglichen Zeugnisse niedergelegt. Die Lehre von den Versteinungen hat uns diese Zeugnisse verständlich gemacht. Und selbst lebende Zeugen hat die Natur aus den längst verschollenen Zeiten auf die Gegenwart hinüber gerettet: die Nadelhölzer, Tanne, Fichte, Eibe, Mammutbaum und andere. Dermalen zwangen Zweckmäßigkeit die Natur alle Pflanzen als Windblütler auszugestalten; es gab keine andere Möglichkeit, die Vereinigung der Geschlechter herbeizuführen. Die gaulenden Falter und das gewaltige Heer summender oder stillstehender Insekten, die in der Gegenwart im Frühling und im Sommer im Blumenreiche den Liebesdienst besorgen — sie alle fehlten. Lautlos war der Wald der Urzeit, nur der Wind sorgte für Bewegung. Nichts war vorhanden, was die Pflanze durch Schönheit und sonstige bestrickende Reize anzulocken vermochte. Wozu sollte die Pflanze sich deshalb denn schmücken? So trug sie den bestimmenden Verhältnissen Rechnung, sie erging sich nicht in Prunkstück, sondern äherte ihre volle Kraft darin, viele, unendlich viele Möglichkeiten zur Fruchterzeugung zu schaffen. Darum finden wir bei allen Windblütlern diese Verschwendung von Blütenstaub, eine Verschwendung, die wir nur um derenwillen so bezeichnen, weil uns der Sinn der Einrichtung nicht sogleich augenfällig wird; es ist gar keine Verschwendung, sondern nur reine Zweckmäßigkeit. So lehrt uns der Goldstaub des Haselstrauches aufs neue, wie wir die Natur verstehen sollen, und so wird der Blütenstaub zu purem Golde für unser Wissen.

Wenn wir noch ein paar Wochen zu unserem Haselstrauch zurückkehren, im Mai etwa, dann schaut er wesentlich anders aus. Nicht-graue Blattgebilde bedecken ihn, von den Nüsschen ist nicht viel mehr zu verfühlen, nur hier und da sieht noch ein verkrümpftes Ding zwischen den Blättern, andere hängen über den Zweigen, wo sie im Herunterfallen vorübergehend Halt fanden, das meiste aber liegt am



Boden im Moder, um hier noch ein letztes Mal in den Dienst des Naturverbens zu treten: die organischen Ueberreste lösen sich in mineralische Bestandteile auf, die aufs neue der Pflanzenwelt zur Nahrung dienen. Jetzt können wir schütteln und rütteln, so viel wir wollen — kein Gold strömt herab, nur noch ein paar abgelebte Käzchen fallen herunter.

Aber zu späterer Jahreszeit, wenn der Herbst sich anschickt, unsere Lande zu verlassen, da lohnt das Schütteln wieder. Was dann herabkommt, hat an der Menge zwar verloren, aber im einzelnen ist es gewachsen — Nüsse regnet's. Gemeinhin werden die Nüsse zwar nicht geschüttelt, sondern sie werden, noch „in der Schale“, vom Strauch gepflückt, oder nach dem Abfallen einfach auf-gelassen.

Um der Nüsse wegen wird der Haselstrauch nicht nur gehegt, sondern auch gepflegt. In großen Plantagen wird Kuxbau betrieben, denn die Nüsse bilden einen bedeutenden Handelsartikel. Deutschland kennt den Kuxbau allerdings nur in geringem Maße. In Norddeutschland beginnt man wieder neuerdings mit der Hasel-nuxzucht, während in Süddeutschland bereits größere Strecken mit dieser Pflanze bestellt sind. Der Haselstrauch ist weit weniger an-spruchsvoll als andere Obstarten; er findet dort, wo andere Obst-arten gar nicht oder doch nur schlecht gedeihen, immer noch sein gutes Fortkommen. In Feld- und Wiesenrändern, an Graben-böschungen, an Dämmen, in Schutzpflanzungen für Obst-anlagen, an nördlichen und westlichen Bergabhängen, die für sonstigen Plantagenbau unbrauchbar sind — dort ist die Haselnux imstande, Werte aus dem Boden zu locken. Größer als bei uns und auch wesentlich älter ist die Haselnuxkultur in England. Deutschland befriedigt seinen Bedarf zum größten Teil durch die Einfuhr aus Italien, Oesterreich, Serbien, Rumänien und Spanien. Im Jahre 1907 wurden in Deutschland nahezu 82 Tausend Doppelzentner Nüsse im Werte von annähernd 10 Millionen Mark eingeführt. Das folgende Jahr brachte sogar über 97 Tausend Doppelzentner Nüsse nach hier. Etwa die Hälfte davon stammt aus Italien. Im Hafen von Sijon in Australien werden alljährlich etwa 50 englische Schiffe mit Hasel-nüssen beladen. Durch eine rationelle Kultur könnte Deutschland seiner Einfuhr nicht geringen Abbruch tun.

Die Nux kommt frisch und getrocknet als Tafelfrucht in Betracht. Im ersteren Falle sind die Nüsse Ende August und September mit dem noch grünen Becher vom Strauche gepflückt; im anderen wurden die vom Strauche abgefallenen vollständig reifen Nüsse vom Boden auf-gelassen. Weitere Wertung findet die Haselnux in der Konditorei und Bäckerei. Del wird aus ihr gewonnen und noch manches andere dazu. So trägt die Haselnux ihr Teil bei zu jenen Mitteln, die den mondbeschiemenen Schreiteln vieler Menschenkinder wieder zu dichtem Schatten verhelfen sollen. — Allein der Wert des Haselstrauches gipfelt nur in der Verwertung der Nux, keineswegs ist er darin erschöpft. Für seine schlanken Ruten und für sein Holz hat findiger Menschengestirnt mancherlei Nuxungen erjonnen. Was würden manche Pädagogen beginnen, wenn der Haselstrauch nicht wäre? Der Korbflechter weiß die Haselrute nicht weniger zu würdigen wie Fasch-binder und Siebmacher. Der Bast liefert ein gutes Bindemittel und starke Anebel lassen sich aus Haseltrieben drehen. Härter und Gerber wissen die Rinde zu schälen. Der Möbelpauer stellt aus Ästen und Zweigen allerlei Naturmöbel zusammen. Das glitzerstörte Holz liefert eine vorzügliche Reiskohle und jene Nordinstrumente, so man Gewehr nennt, verpuffen manches Stäubchen Haselholzkohle. Der fürsorgende Schweizer sammelt die Blätter der Sträucher für seine Haustiere. Kurzum am Haselstrauch ist alles dem Menschen nutzbar.

Die Haselnux birgt in der Regel nur einen Kern, und doch waren in der Blüte die Anlagen für zwei Kerne vorhanden. Als Ausnahme kommen bei der Haselnux beide Samenanlagen zur Aus-bildung. Wir finden dann zwei Kerne in einer Schale: das voll-ständige Bielliebchen oder richtiger Filibchen. Dies Wort ist aus Litaunen zu uns gekommen. Dort heißen Filibas die Pärchen. Beim Hochzeitsgastmahl werfen Bräutigam und Mädchen einander Haselnüsse zu. Ist darunter eine Nux mit zwei Kernen, so werden Bräutigam und Brautleute, Filibas, ein Pärchen. Heute kennen wir diesen Brauch nur noch als Bielliebchenessen in ver-feinerter Art.

Der Nux — und damit kann immer nur die Haselnux gemeint sein, nie die „weiche“ Nux oder Walnux oder andere exotische Nüsse — kommt im Volksglauben überhaupt große Bedeutung zu, vornehmlich in erotischer Beziehung. „In die Haseln gehen“ heißt im Harz und im Voglande das Eingehen einer Liebchaft. Lieder und Sagen geben weitere Belege. So hält ein Mädchen Zwiepsprache mit dem Haselstrauch und dieser äußert neben anderem:

„Und hau'n sie mich im Winter ab,  
Im Sommer grün' ich wieder;  
Verliert ein Mädchen seinen Kranz,  
Den find't es nie mehr wieder.“

Als Liebesorakel muß die Nux vielfach in Oesterreich dienen: am Andrestage werfen die Mädchen Stäbe in den Nuxbaum, bleibt ein solcher gleich das erstemal hängen, so gibt's eine baldige, glück-liche Ehe. Anderorts werfen Brautleute am Christabend Nüsse ins Feuer, verkrennen die Nüsse küß, so wird die Ehe eine friedliche; sie wird um so weniger glücklich, je mehr die Nüsse im Feuer krachen. Daß gerade die Nux vielfach als Liebesorakel benutzt wird und noch

viel mehr benutzt wurde, wird nicht so von ungefähr sein, ist doch die Nux das Symbol geheimnisvoll verschlossener Fruchtbarkeit.

Die alten Germanen gaben, wie die Aufdeckung mancher Grab-stätten gezeigt hat, den Toten Nüsse mit ins Grab. Dabei wird die Nux aber wohl als Totenspeise anzupreisen sein. Bei der Wox-legung von Pfahlbauten sind unter den Nahrungsmitteln vielfach große Nuxvorräte gefunden worden; der Pfahlbauer hat also jedenfalls gemerkt, seine Wintervorräte mit Nüssen zu versehen. Beim alt-germanischen Julferst durfte die Nux nicht unter den Festgaben fehlen. Aber auch als Verkünderin des nahen Todes galt die Nux: Wer im neuen Jahre als erste Nux eine solche mit taubem Inhalt aufbrach, dessen Tage sollten gezählt sein.

Unzertrennlich vom Volksglauben ist der Wunderglaube. So wurden dem Haselstrauch auch mancherlei Kräfte zugeschrieben, an die männlich noch heutigen Tages glaubt. St. Lambertus ist der Schutzpatron der Hasel, und ein Teil seiner Weissagekunst, die der Landmann noch heute vielfach rühmt, wurde auf Frau Hasel über-tragen. Die Magier und Zuhrenden des Mittelalters holten ihre Wünschelrute (virgula mercurialis) vom Haselstrauch, wollten sie Quellen oder Silber suchen. „Dann die ruten von Haselstauben ge-macht, gebrauchen sie zu den silber gängen“ — so belehrt uns Agricola. Der geheimnisvolle Geist, der in die Wünschelrute ge-fahren war, machte sich durch Ausschlagen der Gabeläste bei dem Träger der Wünschelrute bemerkbar, sobald dieser sich über der ge-suchten Silberader befindet — so weiß uns die Ueberlieferung zu melden. Auch gegen die Stillung des Blutes wußte man unter bestimmten Bedingungen gebrochene Haselzweige anzuwenden.

Von all den Bräuchen, denen der Haselstrauch einst diente, ist nur wenig auf die Gegenwart überkommen, und dieses auch nur selten in der ursprünglichen Form; nur einer kehrt alljährlich getreu wieder: die Festgabe zur Feier der Winterjonnennwende. Es sind zwar bei weitem nicht immer die Nüsse des deutschen Waldes, und noch seltener sind es selbstgesammelte, allein es sind doch Nüsse. Frau Hasel gibt sie reichlich, schlechte Erntejahre kommen wenig vor. Und wenn es uns zum Herbst möglich ist, dann wollen wir selbst „in die Haseln gehen“, das heißt Nüsse holen. Wenn wir dann unseren Haselstrauch genau betrachten, wenn wir auch noch Auge haben für anderes als was Frau heißt, dann können wir im Haselbusch auch schon die An-fänge der für nächstes Jahr bestimmten Käzchen bemerken. Klein sind sie noch und grün und fade. Da haben wir dann gleich eine neue Eigentümlichkeit der Frau Hasel: die Vorsorge bei Zeiten. Die Vorfrühlingstage sind kurz, schnell sind die weiblichen Blüten am Haselstrauch verblüht; wollte Frau Hasel ihre Männer erst jetzt alle erschaffen — die Mütter müßten liebeleer ihr Dasein verträumen und keine Nüsse würde es im kommenden Herbst geben. Darum nußt Frau Hasel die letzten Tage ihrer jährlichen Vegetationsperiode und läßt ihre Männer so weit als möglich heranwachsen, daß diese den Winter überleben können und doch bei den ersten Vorfrühling-sonnenstrahlen bereit sind, ihres Amtes zu walten. Seine völlige Ausbildung erfährt der goldige Blütenstaub erst beim Ausbrechen des Käzchens.

(Nachdruck verboten.)

## Wie Piratenaugust Spiritist wurde.

Ich interessiere mich sehr für Geister und Gespenster und ich bin ein überzeugter Anhänger des Spiritismus. Früher hielt ich zwar alle diese Dinge für Unsinn und Rumpst, bis mich ein Freund, der, als er noch seinem Beruf oblag, den Namen Piratenaugust führte, zur besseren Einsicht brachte. Er war früher ein geschätzter Taschendieb gewesen, der sich in den Kreisen der Kriminalbeamten einer besonderen Beachtung erfreute. Es gab Beamten, die ihm Hundstang folgten, nur um ihn arbeiten zu sehen. Aber heute ist er Spiritist, Ehrenmitglied der Christian Science Society, Ehrendoktor zweier amerikanischen Universitäten und bei allen spiritistischen Prozessen gerichtlich vereidigter Sach-verständiger. Er erzählte mir selbst, wie er dazu kam.

Nur aus Mitleid war er eigentlich hingegangen, und während auf einer kleinen holprigen Bühne der Geist des seligen Cicero mit einem Bettlaken umwickelt und in einem naturwüchsigen pomer-schen Landdialekt Dienstmädchen, Fildschürtern, Staatsbeamten und Rentnersgattinnen Aufklärungen über Vergangenheit, Gegen-wart und Zukunft gab, dachte mein Freund, wie schön es doch wäre, wenn man überhaupt alle menschlichen Zusammenkünfte und Vereinigungen in künstlich verdunkelten Räumen abhielte, und er beschloß, rein der Wissenschaft halber, aus Interesse an seinem Beruf, einmal zu versuchen, wieviel er wohl in diesem kleinen Kreise erbeuten könnte. Während also auf der Bühne ein Geist den anderen jagte, während das Grufeln allgemein wurde und sich jedes Haar im Saale einzeln sträubte, während hysterische Frauen in wilde Schreie ausbrachen und ein bieder und sünderlicherer Gastwirt innerlich das Gelübde tat, zur Heißbarmer überzutreten, nahm Piratenaugust sich ruhig und unperturbabel die Zuschauer einen nach dem anderen vor und entledigte sie ihrer Ähren, Ketten, Portemonnaies und anderer eiteln, irdischen Schätze. Er ver-



schwäche nichts, weder das Halsband der Witve noch die Brillant-  
busennadel des Schlächtermeisters, und sogar den Geist eines blut-  
gierigen Raubmörders bestrafte er noch jezt, zehn Jahre nach seiner  
Hinrichtung, indem er ihm eine wohlgeputzte Börse aus seiner  
Unterrocktasche entwendete — der Geist trug nämlich unter seinem  
Reichthum merkwürdigerweise Frauenleider. Mein Freund  
August gehörte nicht zu den Menschen, die sich in eitlem Weise an  
dem Eindruck ihrer Tüchtigkeit ergöhen. Still, ja fast geräuschlos  
verließ er wie immer bei solchen Gelegenheiten den Schauplatz  
seiner Tüchtigkeit, und erst am nächsten Morgen erfuhr er aus dem  
Intelligenzanzeiger, daß die mediumistischen Fähigkeiten der be-  
kannnten Frau Hanna Oter nunmehr über jeden Zweifel erhaben  
seien. Besonders in verblüffenden Dematerialisationen hätten die  
Geister gestern großartiges geleistet, und die Begeisterung des  
Publikums habe keine Grenzen gefannt.

Seit der Zeit war Piratenaugust überzeugter Spiritist, er  
entwickelte eine fieberhafte Tüchtigkeit, und jede Séance, die er be-  
suchte, hatte eine verblüffende und für die verbohrteten Anhänger  
der rückständigen Wissenschaft unerklärlichen Erfolg. Während  
früher die Geister im Jenseits in armeneligen Reichtümern herum-  
liefen, erfreuen sie sich heute, dank der segensreichen Tüchtigkeit  
meines Freundes, man darf wohl sagen, in ihrer großen Mehrzahl  
eines blendenden Goldschmuckes, sie sind mit Geldmitteln reich ver-  
sehen, und eine Uhr mit goldener Kette trägt wohl jezt jeder im  
Jenseits. Das ist ein Trost für uns, wenn wir einmal sterben  
müssen.

Aber eine spiritistische Autorität wurde August erst, als er  
sich mit einer Freundin zusammenfand, die in den Vouillonkellern  
unter dem Namen der siebenfingrigen Ida bekannt und allgemein  
beliebt war, und als er sie als Medium entdeckte. Er machte mit  
ihr eine Tournee durch Nordamerika und mußte, als er zwei Jahre  
später in das deutsche Vaterland zurückkehrte, allein an Juwelen  
einen Einfuhrzoll von über hunderttausend Mark bezahlen. Aber  
er bezahlte diese Summe anstandslos, denn er war viel zu vor-  
nehm, um etwa zu schmuggeln und so den Staat zu betrügen.

Seit dieser Zeit lebt er, abgesehen von kurzen Gastreisen, die  
er auf Einladungen hervorragender psychologischer Vereine unter-  
nimmt, in Berlin und genießt eine unbegrenzte Wertschätzung selbst  
in den höchsten Gesellschaftskreisen. Er hat auch ein Lehrbuch der  
okkulten Wissenschaft geschrieben, ein standardwork von interna-  
tionaler Bedeutung, und er wartet nur noch auf den Nobel-  
preis, der ihm nicht ausbleiben kann. W. Cremer.

## Kleines feuilleton.

### Völkertunde.

Unter den Buschmännern. Am Sonnabend sprach in  
der Berliner Anthropologischen Gesellschaft Herr Dr.  
Rudolf Pöck aus Wien über die Ergebnisse seiner Reisen in Süda-  
frika zum Studium der Buschmänner (1907/09). Die aus-  
gezeichneten Licht- und Bewegungsbilder gaben einen lebendigen  
Eindruck von den Daseinsbedingungen dieser aussterbenden Rasse  
und von der trostlosen Natur der gewaltigen Strecken an der  
sandigen Kalahari-Steppe, neben denen die berühmtesten „Ogen-  
den“ der Mark noch wie freundliche Oasen erscheinen. Auf Karren,  
bespannt mit endlosen Ochsenreihen, zog Pöck Tausende von Kilo-  
metern im Tjadak hin und her, um eine Handvoll Buschmänner  
überhaupt nur aufzutreiben. Sonst findet man bloß noch einige  
Exemplare dieser seltsamen Menschen, die mit Schnalzlauten  
reden, in den Gefängnissen der Kapkolonie. Was der Vur nicht  
abgeknallt hat, stekt der Engländer als Vagabunden ins Loch. Nun,  
der Buschmann ist vielleicht der elendste Mensch, den die Welt  
kennet. Nacht waret er durch die Wüste; er errichtet keine Hütte,  
sondern bloß eine Art halboffenen Windschirms, und wenn ihn in  
den Winternächten der Frost schüttelt, wälzt er sich im Schlaf so  
dicht ans Feuer, daß er sich den Leib mit Brandwunden überjät.  
Blut es ihm nach Wochen, ein Wild zu fangen, so frißt er sich  
bis zum Plagen den mißhandelten Leib voll. Im übrigen gräbt  
er mit einem Stöckchen nach Wurzeln, und wenn die Pfannen  
(Bodenvertiefungen mit Regenwasser) austrocknen und die wild-  
wachsenden Melonen sich nicht mehr finden lassen, so fällt er eben  
irgendwo um und bleicht bald zum Gerippe. Und diese Jammer-  
weisen sind aus sich selbst heraus Künstler von eigenartig sezessio-  
nistischem Charakter! Wenn sie im Steingeröll hochen und geduldig  
einer Antilope aufauern, führt ein sicherer Kunstinstinkt ihre  
Hand und sie bedecken die Felstrümmer mit Amrighravierungen  
von Tieren, Jagd- und Kampfszenen, die zum Teil überraschend  
realistisch wirken und bei ihrem Bekanntwerden berechtigtes  
Staunen hervorriefen. Aus solchem Musterbeispiel dürfte sich doch  
wohl der Schluß ziehen lassen, daß Kunstempfindung und Kunst-  
übung nicht erst eine Frucht höherer Bildung oder ein besonderes  
Vorrecht der genießenden Massen ist. Es gibt immer noch sonder-  
bare Schwärmer, die behaupten, wahre und im Elementar-Mensch-  
lichen wurzelnde Kunst gedeihe bloß in der Sonne höfischer Luxus-  
taune. Sie werden durch solche ethnologischen Tatsachen schlagend  
widerlegt. A. S.

## Physikalisches.

Ein Radiumtaast von Professor Ramsay. Der  
berühmte Chemiker, der zwar nicht das Radium, aber so viele an-  
dere wichtige Elemente entdeckt und in seinen letzten Arbeiten  
auch eine der größten Autoritäten für die Eigenschaften des  
Radiums geworden ist, Professor Ramsay, hat sich über den Stand  
der ganzen in diesen eigenartigen Stoff geknüpften Frage aus-  
gesprochen. In England besteht nicht nur für Politiker, sondern  
auch für Gelehrte die Gelegenheit, zuweilen in zwangloser Weise  
ihre Anschauungen auseinanderzusetzen zu können. So war Sir  
William Ramsay in den Londoner „Autoren-Klub“ eingeladen,  
wo man von ihm einen „Radiumtaast“ erwartete. Das haupt-  
sächlichste Thema, das Ramsay in seinen Ausführungen behandelte,  
war die Konzentration der Energie. Er sagte, daß der ganze  
materielle Fortschritt der Menschheit auf der Fähigkeit beruhe,  
erstens Energie zu konzentrieren und zweitens das zu steigern, was  
man den wirtschaftlichen Koeffizienten genannt habe. Für die  
wunderbarste Konzentration von Energie sei das neue Wort  
Radioaktivität geschaffen worden. Von dem Radium gehen drei  
Sorten von Strahlen aus, die man nach den ersten Buchstaben des  
griechischen Alphabets als Alpha-, Beta- und Gammastrahlen be-  
zeichnet hat. Die Alphastrahlen können leicht „auf Flaschen ge-  
zogen“ werden, denn sie sind an ein Gas gebunden, das aus einer  
verschlossenen Flasche nicht entweichen kann. Die Betastrahlen  
bestehen aus sehr kleinen Teilchen, die mit ungeheurer Geschwin-  
digkeit sich bewegen; die Gammastrahlen aber bestehen nach der jeztigen  
Annahme überhaupt nicht aus körperlichen Teilchen, sondern  
sind lediglich Wellen in dem uns umgebenden Aether und ent-  
sprechen in dieser Hinsicht dem Licht. Mehrere hervorragende  
Radiumforscher vertreten die Annahme, daß sich das Radium in  
ganz andere Stoffe verwandelt, während es in den verschiedenen  
Stadien seiner Zerfegung die Alphastrahlen aussendet. Die Zu-  
standsänderung scheint die eines festen Körpers in ein Gas zu  
sein. Die Frage, wie lange das Radium bestehen würde, wenn es  
sich dauernd in dieses Gas verwandelt, beantwortete Ramsay mit  
den Worten: „Für immer“, die abgegebene Gasmenge entspricht  
nämlich immer der vorhandenen Radiummenge. Man kann aber  
eine bestimmtere Antwort auf die andere Frage geben, in welcher  
Zeit die halbe Verwandelung des Radiums in seine Ausstrahlungen  
erfolgt. Diese Zeit hat Ramsay in allerneuester Zeit in seinem  
Laboratorium zu 1750 Jahren festgestellt. Der Gelehrte er-  
wähnte dann, daß die österreichische Regierung ihm eine kleine  
Menge Radium im Werte von 180 000 M. geschenkt habe. Er  
habe versucht, diesen Wertgegenstand zu versichern, doch sei ihm  
das nicht gelungen. Das Radium könnte übrigens in eine Röhre  
gepreßt werden, die noch viel enger ist als die feinste Thermometer-  
röhre. Seine Ausstrahlungen verwandeln sich weiter in andere  
Stoffe, die wieder ihre besonderen Bezeichnungen erhalten haben.  
Da ist zunächst das Radium A, das nur eine Viertelstunde „lebt“  
und sich dann in das Radium B verwandelt, dessen Lebenszeit  
drei Viertelstunden beträgt. Radium C lebt eine halbe Stunde.  
Dann kommt das Radium D, das sich in dieser Hinsicht ungefähr  
mit einem gesunden Menschen vergleichen läßt, denn nach den bis-  
herigen Erfahrungen hat es in 40 Jahren erst die Hälfte seiner  
Lebenszeit zurückgelegt. Ramsay hat es einmal gesehen, und zwar  
als eine bleiähnliche Masse mit metallischem Glanz. Dann gibt es  
weiter noch ein Radium E1 und ein Radium E2 und schließlich  
ein Radium F, das wahrscheinlich mit dem Polonium identisch  
ist, das von Frau Curie entdeckt und jezt in so überraschender  
Weise weiter erforscht worden ist. Diese Stoffe stellen die größte  
bekannte Konzentration von Energie dar, und Ramsay bezweifelt,  
ob eine größere überhaupt jemals entdeckt werden wird. „Die  
Naturforscher aber befinden sich“, sagte Ramsay, „immer im Zu-  
stande des Zweifels und ich bezweifle daher auch meine eigenen  
Annahmen.“ Zum Schluß berührte der Physiker auch die Frage,  
inwieweit das Radium zu Heilzwecken werde Verwendung  
finden können. Er hält es für ganz ungewiß, ob man damit je-  
mals die Krebskrankheit werde heilen können. Dagegen bezeichnete  
er es jezt schon als sicher, daß die Heilung von freßenden Ge-  
schwüren auf diesem Wege möglich ist und wünschte die allgemeine  
Aufmerksamkeit nachdrücklich auf diese außerordentliche Tatsache  
hinzulenken. Zur Behandlung von Krebs werden gegenwärtig  
gewöhnlich die Kristalle von Bromradium gebraucht, die in eine  
versiegelte Glasröhre oder in einen mit einem dünnen Dedel von  
Glas, Aluminium oder Nimmer bedeckten Knopf eingeschlossen  
werden, damit sie in das Innere von Geschwülsten oder in Öff-  
nungen des Körpers eingeführt werden können. Nach der jeztigen  
Auffassung haben nur die Gammastrahlen die Fähigkeit, die Krebs-  
zellen zu zerstören, ohne den gesunden Zellen des Körpergewebes  
zu schaden, während die Alpha- und Betastrahlen bekanntlich alle  
Zellen vernichten und schwere Wunden verursachen. Es muß daher  
Sorge getragen werden, diese schädlichen Strahlen so auszu-  
scheiden, daß sie den Körper nicht erreichen. Diese Schwierigkeit  
wird vielleicht nie in genügender Weise zu überwinden sein. Der  
bekannte Arzt Läder Brunton hat eben erst die praktischen Er-  
fahrungen mit dieser Art von Krebsbehandlung zusammengestellt.  
Die Ergebnisse sind nach den Berichten leider recht widersprechend  
und geben daher der Skepsis des Physikers recht. —